

Isabelle Kaiser

Autor(en): **Erny, Karl**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 9

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kinder abends bei Dunkelheit Steine auf das alte Blechdach, läuteten an seinem Glöcklein und riefen:

Roni, Roni, Roni,
Wenn i glüte ha, so go-n-i.

Dann kam das arme Männlein mit einem Stecken aus seiner Hütte gesprungen und die Bösewichter stoben lachend auseinander. Weil er aber nie einen erwischte, kamen die Buben bald wieder und es wirkte sein Stoß nicht anders, als wie wenn ein Hund den Mond anbellt.

Ein anderer, ein Schreiner namens Knörzer, war ein noch viel böserer Gefelle. Vor dem liefen die Kinder davon, wenn sie ihn nur sahen. Dafür läuteten sie ihm in der Fastnacht mitten im besten Schlaf an der Hausglocke, an deren Griff sie eine lange, lange Schnur befestigt hatten. Zu diesem Zwecke stellten sie sich in der Nähe auf, um ihm insgeheim den Schabernack zu spielen, ohne daß er jemand an seiner Haustüre läuten sehen konnte.

Auf diese Fastnacht nun hatten die Dorfkinde mit uns verabredet, nachts eine Wurst und ein großes Schinkenbein an die Hausglocke zu hängen und zwar vermitteltst einer starken, langen Schnur, in der Art, daß der Lederbissen ziemlich entfernt vom Hause an der Straße hingelegt wurde, während die Schnur fast unsichtbar zum Glöckenzug hin führte. Es dauerte nicht lange, so rochen die Hunde das Schinkenbein und die Wurst, einer davon lief herzu, faßte an und wollte die Beute wegstreten. Aber er konnte sie nicht losbringen und je mehr er zerrte, desto ärger läutete es in des Schreiners Haus. Andere Hunde kamen ebenfalls herbei, es gab Streit unter ihnen und jeder riß an einem Ende der Wurst und des Knochens, so daß wir, die wir uns in der Nähe bei einem Heuschaber versteckt hatten, um dem Schauspiel zuzusehen, beinahe verplakten vor Lachen.

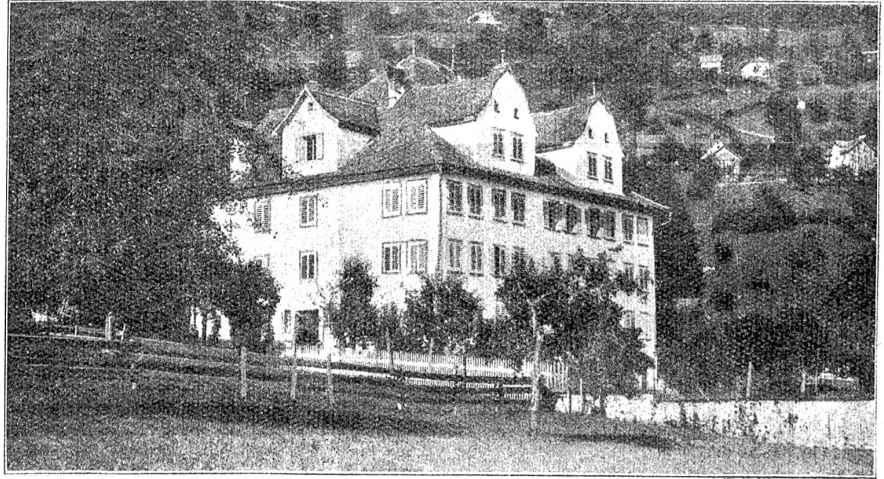
In Knörzers Wohnung machte die Hausglocke einen unsäglichsten Spektakel. Gleich darauf erschien am Fenster zornsprühend wie der leibhaftige Teufel seine Frau in der Nachthaube und wetterte wie toll auf die Buben los, die an ihrer Hausglocke läuteten, konnte aber niemand entdecken, während die Dorfspizel aus dem Versteck hervorriefen:

Anorzia, Porzia,
Weg der Schelm isch hintedra.

Schließlich kam Schreiner Knörzer selber wie der rasende Roland mit einem Stoß aus der Haustür gesprungen, fand aber niemand als die Hunde, welche immer noch sich um ihre Beute zankten. Da fing er an, an der Schnur zu zerrn, die Hunde aber kehrten nun ihre Wut gegen denjenigen, der ihnen ihre Wurst wieder entreißen wollte, sie knurrten grimmig und es hätte wenig gefehlt, so hätten sie ihn angefallen und er mußte froh sein, wieder heil in sein Haus zu kommen. —

War solchermassen die Fastnacht mit viel Mummenschanz und Lustigkeit verstrichen, so hielt die Dorfjugend am Sonntag darauf, am sogenannten „Funkensonntag“, noch eine kleine Nachfeier.

Schon am Samstagnachmittag fuhren die Buben der Dörfer mit einem Handwagen herum und bettelten Wellen und Büscheli bei allen Bauersleuten. Einige gingen in den Wald hinauf und holten eine abgedorrte Tanne. Beim Wagner in der Dorfschmiede erhielten sie etwa noch einen leeren Schmierkübel mit Karrensalbe oder ein Teerfäßlein. Dann gingen wir allesamt auf den Seelaffenhügel bei den Steinbrüchen, wo man hinabsieht auf den See. Dort stellten wir die Tanne auf, stülpten zuoberst den Teerkübel darüber, schichteten das Wellenholz um die Tanne herum auf und dann wurde der Holzstoß angezündet. „Gang



Schwyz. Das ehemalige v. Schornhaus im oberen Seldli, jetzt D. Tschimperlins gehörend (1566).

weg do“, sagte einer zum andern, wenn der „Funken“ mächtig aufloderte und der Kübel mit der Karrensalbe eine furchtbare Hitze verursachte. Dann tanzten wir im Reigen um das Feuer herum, etliche warfen Kartoffeln hinein und Äpfel, die in der Glut schmorten. Unsere Gesichter erglühten dabei rot und röter im Widerschein des lodernenden und prasselnden Feuers. War schließlich der Holzstoß am Erlöschen, so sprangen einige der verwegensten im Bogen über das Feuer und andere suchten mit einem Rütteln ihre Äpfel und Kartoffeln herauszufischen. Das Fest dauerte bis nach neun Uhr. Es war ein Anzeichen des nahenden Frühlings. Der Winter war gewissermaßen damit verbrannt und die schöne Fastnachtzeit wieder vorüber.

† Isabelle Kaiser.

(Zu ihrem Tode am 17. Februar.)

Von Karl Erny. (Nachdruck verboten.)

Furchtbar, wie ein todbringender Hauch trifft den Menschen das Schicksal. Mit eiserner Hand löst es die Freude, zeichnet die Züge des Grams in das Antlitz. Doch der Edle geht hoch und hehr den Pfad des Leidens und wie der rote Diamant im Dämmer glüht, wohnt auf dem Gesicht das Leidschwere als ehrendes Zeichen. — Und einmal erstrahlt es in Behmut, wenn des Menschen Weh in reine Liebe sich verwandelt. — — —

So schrieb ich vor Jahren, unter dem lebendigen Eindruck meiner ersten Begegnung mit Isabelle Kaiser.

Wenn ein geliebter Mensch von uns scheidet, den wir um seiner Taten und Werke willen geliebt und geschätzt haben, dann denken wir im Geiste zurück und durchwandern in der Erinnerung das Leben des Dahingegangenen. So ergreift es uns mit der Dichterin Isabelle Kaiser, die am 17. Februar im Alter von 59 Jahren in ihrer Einsiedelei in Bedenried ihre Augen zum ewig-friedlichen Schlummer schloß. An Isabelle Kaiser verlieren wir eine eigenwillige Persönlichkeit, eine große Dichterin von herb-schöner Prägung, eine edle Frau von heroischer Größe. Wohl kaum eine Dichterin in den letzten Jahrzehnten hat so unsere Zuneigung erworben, wie die Einsame von Bedenried in ihrem Klausenheim.

In einer autobiographischen Skizze „Mein Leben“ erzählt die Dichterin: „Ich bin eine Einsame und werde immer einsam bleiben, weil ich den Beruf der Schriftstellerin als eine Würde empfinde, die manches Opfer bedingt und ungeteilte Hingabe erfordert und weil ich inmitten dem All-Leide der Menschheit keinen Platz für persönliches Glück weiß.“ —

Isabelle Kaiser hat ihre Kraft, ihr ganzes Sein ihrem

Beruf gewidmet, ohne an persönliches Glück zu denken. Ihr Leiden hat sie geädelt, ihr Leiden brachte ihrer Kunst die Größe.

Am 2. Oktober 1866 wurde Isabelle Kaiser in Bedenried geboren. Ihre Jugend verlebte sie in Genf, wo ihr



† Isabelle Kaiser (gestorben am 17. Februar).

Phot. Ed. Abel, Zürich.

Vater die Zeitung „La Suisse“ herausgab. Hier entwickelte sich des jungen Mädchens erwachender Geist sehr bald zu dichterischem Schaffen. Nach dem Tode des Vaters nahm die Familie in dem väterlichen Geburtsort Zug Wohnsitz. Da hielt der Tod reiche Ernte; Vater, Großvater, Bruder und Schwester trug man hinaus auf den stillen Kirchhof und so zog Isabelle mit ihrer Mutter nach Bedenried. Eine Lungentrunkheit warf sie aufs Krankenlager. In den hohen Bergen und an der Riviera suchte sie Heilung und Genesung. Dann folgte eine fruchtbare Zeit emsigen Schaffens. Rasch aufeinander entstanden die Werke: „Wenn die Sonne untergeht“, „Sorcière“, „Héro“, „Vater Unser“, „Vive le roi“.

Neues Leid erstand in dem Tod der über alles geliebten Mutter, die in kalter Winternacht im Jahre 1905 begraben wurde. Die vom Leben Abgeschlossene fühlte sich noch einsamer — — „Da ereilte mich ein Nervenfieber und führte mich, still ergeben, bis zum Gestade der Toten... Aber Mutter schickte mich wieder heim, der Welt zu... weil es noch nicht Ruhezeit war.“

Mit neuer Kraft nahm sie das Leben wieder auf. Die erste, deutsche Gedichtsammlung „Mein Herz“ erschien, dann der Unterwaldner Roman „Der wandernde See“ und „Die Friedensucherin“.

„Der wandernde See“ ist ein meisterhaft geschriebener Roman, aus der bodenwurzelnenden Kraft des Bergvolkes geboren; vollblütiges Leben atmend. Noch höher aber steht „Die Friedensucherin“, ein Roman aus dem Leben einer Frau. Hier hat die Künstlerin ihr Bestes gegeben. Durch das ganze Werk zittert das Menschenleid, weht ein Hauch göttlicher Liebe. Und wenn wir zu Ende gelesen, erkennen wir die Geschichte ihres eigenen Lebens...

Wieder kam Krankheit und mit ihr unsägliches Schmerzen. Fünf Jahre größter Qual! Auf einer Vortragsreise kam der Zusammenbruch — — — der Kampf mit dem Tod. In aller Welt war sie bereits totgefragt. Und auf der Bettbede des Krankenlagers häuften sich die Kondolenz-

briefe und Nekrologe zu Hunderten. Noch einmal siegten die Kräfte des Lebens. Die Genesung führte die Dichterin bis nach Afrika. Und sie kämpfte unermüdlich und schuf neue Werke: „Le Jardin Clos“, eine französische Gedichtsammlung, und die Novellen „Von ewiger Liebe“. Das waren die letzten bedeutenden Gaben. Dann wurde es still und stiller... langsam erlahmten die Kräfte.

Isabelle Kaiser ist tot! Aber ihr Geist lebt! Er lebt in den Herzen jener, die sie verehrten und liebten! Und deren Zahl ist wahrhaft eine große!

Sie aber ruht nun aus von dem mühsamen Erdenwallen. Und sie verdient die Ruhe. Aber auch die Ehrung ihres Volkes, das trauernd an ihrem Grabe steht. Sie gab ihm Herzblut. Möge sie dafür Herzensliebe ernten.

Der Februarwind orgelt in den Lüften, die Wellen des Vierwaldstättersees singen ihr altes Lied. Auf dem stillen Kirchhof in Bedenried jubelt ein Vöglein sein erstes Frühlingslied. Sie aber schläft still — — — sie hat vom Leben Abschied genommen!

Das Leiden.

Von Isabelle Kaiser.

(Nachdruck verboten.)

Vom Leiden will ich künden.

In seinem Reichen stand mein Leben.

Ihm verdanke ich die Offenbarung aller Schönheit der Welt. Darum soll ihm keine Klage, sondern ein Preislied angestimmt werden. Alle Tore zum Wunderland der Verheißungen schloß es mir auf und löste mir die demütigsten Rätsel, die oft die schwersten sind.

— — — Wenn ich mein Leben in seinen Höhen und Tiefen überblide, so erkenne ich, daß das Leiden mich treulich vom Abgrund der Verzweiflung zum Berge der Läuterung emporführte.

— — — Ja, sogar das Leiden wird in der Erinnerung schön, da es die höchsten Kulturwerte in sich birgt.

— — — Ein Pflug ist das Leiden, den Gott durch die Furche unseres Lebens führt, auf daß der windverwehte Samen im lockeren Boden besser keime! Durch eigenes Leid drang ich zum Verständnis der Leiden der Anderen... zum Mitleiden und zur Güte: das ist der goldene Niederschlag des Leidens. Dem Leiden verdanken wir sogar unsere Züge, die durch seinen unerbittlichen Meißel ein eigenes Gepräge erhalten. Denn:

„Eine Gerechtigkeit gibt es auf Erden,
Daß aus Geistern Gesichter werden!“

Nein, es gibt kein besseres Licht als das Leiden, um das Leben in seinen Tiefen zu beleuchten. Ihm verdanke ich die Ländertunde und das Eindringen in fremdländische Art und Sitten. Wo und wann ich mich auf Reisen begab, so geschah es nicht aus Lust am abenteuerlichen Leben. Nein! es galt jedesmal ein schweres Erlebnis oder eine Trauer zu überwinden!

Wenn ich nun schon lebend vom Tode weiß, so ist es, weil ich zweimal dem Tode ins ernste Auge sah und da ich von den Gestaden des Todes zurückkehrte, so ist es mir oft, als überlebte ich mich und so kann ich von mir reden, wie man von Toten spricht: in abgeklärter Weise. Denn nach jeder Rückkehr zum Leben empfand ich, daß mein ordenschwerer, umschleierter Verstand durch das Tal der Todes Schatten zu neuem Licht und zu neuer Erkenntnis gelangte. Und so empfinde ich nun den Tod nur wie das Deffnen eines goldenen Tores!

Demütig wird man im Schatten des Todes und je länger man lebt, um so tiefer und reicher wird das Leben, wie die See, je weiter man auf ihren Wogen seligen Gestaden zutreibt. — — — So hielt ich immer Stand, wenn